Brües

Neue Deutsche Jugend



Neue Deutsche Jugend

von

Otto Brües

Band III:
Rheinisches Schicksal
Deutsches Schicksal

Band IV: Der Wald

S

Staatspolitischer Verlag GmbH. Berlin SW 48

Neue Deutsche Jugend



1921

Neue Deutsche Jugend

Eine Sammlung
von vier Aufsätzen

von
Otto Brües

Band III

Rheinisches Schicksal deutsches Schicksal

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Rheinisches Schicksal deutsches Schicksal

von

Otto Brües

Band III

Aus der Sammlung

Neue Deutsche Jugend

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Rheinisches Schicksal, deutsches Schicksal.

Eine Rede zu deutscher Jugend.

Alle Betrachtung, zumal wenn sie auf die Frist einer Stunde und die flüchtige Begegnung eines Redners mit seinen Hörern begrenzt ist, alle Betrachtung eines Gegenstandes kann nur dann einen Sinn haben, wenn wir diesen, seinem Zusammenhang entrissenen Gegenstand in Verbindung bringen mit dem Größeren, dessen Teil er ist. Wenn wir von dem rheinischen Schicksal, dem Teilschicksal, sprechen, dann ist dieses Größere das deutsche Schicksal; und es lohnt sich nur, vom Werden des Rheinlandes zu sprechen, weil wir aus ihm das deutsche Werden erschließen können. Das aber könnten wir auch, wenn wir vom Werden der Mark, könnten wir auch, wenn wir vom Werden der Hansastädte handeln wollten, und so steht die beglückende Freundschaft der deutschen Gaue, die wir die Einheit des Vaterlandes zu nennen pflegen, am Beginn unserer Worte. Wenn aber von je der Rhein als der deutsche Strom empfunden wurde, ungeachtet dessen, daß Elbe, Oder und Weichsel wie die obere Donau von deutschen Städten umkränzt und von deutschen Knaben in der Andacht der Morgenwaschung durchschwommen wurden, trug eine stille Ehrfurcht nicht vor der erstarrten Geschichte, aber vor dem nie erstarrenden Werden der deutschen Seele die Schuld daran: denn wenn ein Jahrhundert auch nur ein loser Zeitbegriff und eine Sekunde in dem Myriadenablauf der Weltumwälzungen ist, um diese eine Sekunde etwa hat die deutsche Seele am Rhein immer die Augen vor neuen Erkenntnissen eher aufgetan als an der Elbe, Oder und Weichsel. Auch diese Behauptung ist natürlich nicht schulmeisterlich und im Sinne einer verkalkten Regel richtig — richtig aber, wenn man das rheinische Schicksal nach seinem innersten Sinn deuten will.

Denn politisch entquillt und mündet der Rhein nicht innerhalb der Grenzen des Reiches; nicht wälscher Laut, aber doch ein Staat außerhalb der deutschen Allmutter umspielt seine Kindheit, und klein, zerteilt und versickernd sackt er in einem der Mutter entfremdeten Land in das Meer. Und doch tastet er unter den deutschen Strömen am weitesten hinein in jenen blauen Süden, der erst die Sehnsucht unserer Kaiser und dann die Sehnsucht unserer Künstler war, und der, als natürliches Gegenbild unseres

Wald- und Nebellandes, unser Schicksal bleibt, und doch ereilt er, Bruder der andern Flüsse, das Meer. Und wie er der Mittlerstrom ist zwischen Nord und Süd, ist er es zwischen Ost und West, heute, wo man ihn wieder zur Grenze machen möchte. Ein Flußtal, fruchtbar wie keines, gespeist winters von ungestümen Brüdern, sommers genährt von den schmelzenden Gletschern, umperlt von den ehrwürdigsten Städten, könntest du nur dann in zwei Hälften zerreißen, wenn die Menschen zur Rechten und die zur Linken verschiedene Sprachen redeten: aber sie reden die eine, die wir alle reden, und sind so auch eines einigen Blutes. Der Rhein ist keine Grenzlandschaft, wie Deutschland kein Grenzland ist, ist eine Tauschlandschaft, wie die deutsche Seele aus ihrer schwersten Bestimmung heraus eine Tauschseele ist, die zwischen Ost und West und Süd und Nord vermittelt; dadurch umso schwerer nur zu sich selbst kommt, aber, wenn sie zu sich selbst gekommen ist, die erquickendsten Blüten und Früchte treibt. Nehmt den Göta-elf droben in Skandinavien: wie hat er es leicht, wenn er in die Nähe und Ferne unter Menschen desselben hellen Nordens seinen Weg geht! Nehmt das Rheinland: es mittelt, in sich zwar deutsch, zwischen dem Süden und Norden, dem Osten und Westen, ja, die Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch, eine um den Ausdrucksreichtums unserer Sprache willen hoffentlich ewige Mainlinie verläuft unten am Niederrhein als eine weitere Grenze, über die hin vermittelt und geeint werden will — und das ist eine schwerere Bestimmung.

Und eine gute Bestimmung! Denn wie konnte das werden, daß an diesem Strom am frühesten und zum ersten Mal sich das entwickelte, was wir Kultur, eigenwüchsige Kultur nennen? Weil aller Austausch, alles Für und Wider, alles Schenken und Nehmen, die Kräfte früh löst und über den Weg der Umschau zur Innenschau führt; weil alle, selbstgewollte oder naturgewollte Vereinzelung, ein langsameres, zuweilen sogar fruchtloseres Wachsen bedingt. Als die deutschen Ritter gen Osten fuhren, stand das Rheinland schon jahrhundertlang in Blüte; wenn die Kirchen Zeugnisse der Seelenverfassung eines Volkes sind, kann man an den Bauten des deutschen Ostens ablesen, daß ihre Vorbilder am Rhein standen. „Berlin war noch ein Fischerdorf, als der Rhein schon Anderthalbjahrtausende hindurch alle Fragen gelöst hatte“ (Max Creutz). So ist denn die Aufgabe der rheinischen Landschaft die Aufgabe des Vaterlandes, das wirtschaftlich und geistig auf die Einfuhr fremder Rohstoffe und ihre Verarbeitung zu Edelgut angewiesen ist: in steter Auseinandersetzung mit den Rumpfteilen und Gliedern, deren vielgeschmähtes, bespottetes Herz es von je gewesen ist, zu sich selbst und seinem eigensten Innenwert zu kommen.

Jugend unseres Wollens neigt heutzutage dazu, die Geschichte ihres Volkes nicht als Summe dynastischer Regierungszahlen und irgendwelcher

Vertrags- und Kriegsdaten anzusehen, sondern in einer idealistischen Betrachtung die Geschichte der deutschen Seele auszuspähen, wie sie über Kriegs- und Verkehrsgeschichte hinaus etwa in den ewigen Zeugnissen einer Epoche, den Kunstwerken, sich offenbart. Gerade die Betrachtung rheinischen Schicksals muß uns vor einem Hinabstraucheln in die Öde materialistischer Geschichtsauffassung schützen, Wie leicht haben's ihre Anhänger, zu sagen: Nicht wahr, der Rhein ist eine Verkehrsader und nichts anderes! Daß er von Kehl an für große Schiffe nutzbar ist, hat das Land so reich gemacht! Daß auf breiten Straßen die Rollwagen der Römer ihn begleiten konnten, wie heute die Dampfmaschinen und Selbstkrafter, war sein Gewinn! Das von Mülhausen bis Mannheim — schau nur herab vom Kaiserstuhl auf das gelegnete Land — eine fruchtbare Überfülle von Obst und Weizen über die Scholle schäumt! Daß von Biebrich bis Koblenz und Bonn der freudenbringende Wein in schönstem Überschwang gedeiht! Daß unterhalb Köln, im Aachener Becken und an der Ruhr, die Kohle wächst! Daß sie am Niederrhein die Seide spinnen! Das alles, würde der sagen, der der materialistischen Geschichtserfassung verfallen ist, das alles, und nichts anderes ist der Grund, warum ihr diese Landschaft herrlich findet und sie als Trägerin der Kultur preisen könnt.

Sollen wir ihm antworten, er habe Unrecht? Sollen wir ihm abstreiten, daß des Leibes Not Not ist? Ihn zu widerlegen suchen, wo wir schaudernd erlebt haben, wie eine Blockade Auszehrung und Entkräftung und jede Art von Tod sät? Sollen wir uns von ihm sagen lassen müssen, wir redeten an dem Bedürfnis der Vielen vorbei und brächen, bewußt oder unbewußt, den Gedanken von der Heiligkeit des täglichen Brotes? Sind wir auf einer falschen Fährte, solange nicht jedem von uns seine Milch und sein Fleisch gegönnt ist? Nun, es ist der bequeme Einwand aller Materialisten, ihren Gegnern alles das vorzuwerfen! Welcher Idealist hat jemals gesagt, die Volksgenossen sollten verhungern? Welcher, es sei nicht jedem seine Speise gegönnt? Dafür aber, daß die Bedürfnisse des Leibes und die des Geistes zugleich befriedigt werden können, dafür, daß jedem seine Stelle zugewiesen ward, daß der Geist den besseren Platz bekam, gerade dafür bietet die rheinische Geschichte in einem für das Werden der deutschen Seele überhaupt entscheidenden Gleichnis Beispiel an Beispiel. Oder hätte sonst in Isenheim bei Kolmar Matthias Grünewald in furchtbarstem Gottsuchertum jenen leidzerrissensten aller Gekreuzigten, jene seligste aller Himmelfahrten gemalt? Oder in Straßburg ein Meister Eckehart jenes zuversichtliche, fast lutherische Kämpferwort gesprochen: „Alle Geschöpfe haben ihren Lauf auf ihre höchste Vollkommenheit“? oder „Ließe ein Mensch ein Königreich oder die ganze Welt, er hätte nichts gelassen, wenn er sich selbst behält?“ Oder Gutenberg jene Erfindung des Druckes

gemacht, die wie alle technischen und zivilisatorischen Fortschritte ebenso unentrinnbar wie notwendig und in ihren Folgen so zweischneidig sind? Oder an Kölns alter Universität jener Albertus Magnus lehren können, von dem die Sage fromm berichtet, er habe sein Wissen unmittelbar von Gott? Und geht selbst heute zwischen den zu Restaurationsbetrieben von einem lüsternen Geschlecht hinabgewürdigten Bergen her und hört die Jugend singen und die Glocken ihr Äppelpäppel läuten und die alten Sagen umgehn: und ihr wißt mit mir, daß dieses Rheinland sein stolzes Werden nicht hätte erleben können ohne den idealistischen Geist seiner Bewohner, der damals Gottsuchergeist war. Und wenn es richtig ist, daß den Vielzuvielen eine materialistische Grundhaltung frommt — leidet doch ganz Europa an den Vielzuvielen, an der Überbevölkerung — den Führern wollen wir sie nimmer zugestehen, und weil unser ganze Zukunft eine Führerfrage ist, wollen wir aus der rheinischen Vergangenheit die Menschen hier zusammen betrachten, die von der Krone menschlicher Eigenschaften, dem Führertum geschmückt waren. Und wenn wir das tun, weichen wir keinen Zoll breit ab von der Erfassung der rheinischen Landschaft: denn es ist unser tiefster Glaube, daß die Heimatscholle die Menschen formt, die ihr entwachsen, und daß nur die Führer sein können, die noch die innige Verbindung mit der Muttererde haben. Und indem wir so die Menschen und die Städte und die Generationen aus Raum und Zeit herausholen und auf die eine Ebene unserer abendlichen Betrachtung stellen, werden sie uns im Rheinland das ganze Vaterland spiegeln.

Nicht verweilen wollen wir in jenen Tagen, in denen der Herrscherwille eines Volkes der Zucht und des Machtstrebens das Land links des Rheines in eine Germania superior und eine Germania inferior schied; nur behalten, daß ein Stück römischer Baukunst in jenen rundbogigen Kirchen noch einmal auflebte, deren Charakter zwischen Festung und Gotteshaus ebenso schwankte, wie die deutsche Seele damals zwischen Heidentum und Christentum. Nicht verweilen wollen wir in jenen Jahren, in denen der Rhein Burgund und Allemannien schied, in denen der Hunger die Völker ins Wandern brachte; nur behalten, daß damals jene niegestillte Wanderlust im deutschen Blute erwachte, die uns heute noch treibt, und daß damals jener Vorgang einsetzte, den Treitschke die deutsche Geschichte nennt: den ewigen Verlust deutschen Wesens, das ewige unselige und unentrinnbare Sichverschenken deutschen Blutes. Aus diesen, für uns so wirren, undurchblickbaren Jahren aber, in denen Heidnisches und Christliches in schweren Ehekämpfen sich fand, leuchtet als ein Denkmal rheinischen, und also deutschen Sinnens und Sagens jenes liedgewordene Leid um Siegfried aus Xanten am Niederrhein, um Kriemhild aus Worms und ihre Brüder, um Hagen, den Tronjer, um ihn und jenen Volker aus Alzey bei Bingen,

der im Kampf und in der Ruhe sang, wie deutsches Schauen von je, und nicht erst vor hundert Jahren im Heldentode eines wackeren Dichters „Leyer und Schwert“ beisammen geschaut hat: hier gab rheinisches Geschehen, auch, wo der Ort der Handlung das Heunenland war, zum ersten Mal ein Gleichnis deutscher, ewiger Zweiheit von Lied und Tat:

Volker der schnelle . lehnte von der Hand
Seinen Schild den guten . an des Saales Wand.
Dann wandte er sich zurücke . wo seine Geige war..
Und diente seinen Freunden . es ziemt ihm also fürwahr.
Unter des Hauses Türe . setzt' er sich auf den Stein.
Kühnrer Fiedelspieler . mochte nimmer sein.
Als der Saiten Tönen . ihm so hold erklang,
Die stolzen Heimatlosen . die sagten Volkern den Dank.
Da tönten seine Saiten . daß all das Haus erscholl,
Seine Kraft und Geschicke . die waren beide voll.
Süßer und sanfter . zu geigen hub er an:
So spielt' er in den Schlummer . gar manchen sorgenden Mann.

Acht Jahrhunderte etwa nach dem Erdenwandel der geschichtlichen Persönlichkeiten, die die deutsche Singeseele mit der Sage von Nibelungennot umrankte, um das Jahr zwölfhundert herum war die oberrheinische Tiefebene das Herz Deutschlands. Schwer ist es uns Menschen einer zersplissenen Zeit, und leicht hinwiederum aus einem natürlichen Gesetz der Sehnsucht, jene wundersamen Jahrhunderte nachzuzeichnen, in denen e i n Glaube, in denen e i n Mittelpunkt, in denen e i n Gott den deutschen Menschen gebot. Die alten Götter, Wotan und Donar, Frigg und Baldr, hatten weichen müssen; aber da sie die Götter des deutschen Waldes waren, gebrauchten sie eine kühne List und zogen sich gleichsam in das Land zwischen Basel und Bingen zurück, das, indem es so schön war, daß es jedes empfängliche Herz jubeln macht bis auf den heutigen Tag, die Menschen immer wieder an die alten Naturgötter erinnerte, während längst die Krypten romanischer, die Chöre gotischer Kirchen gewölbt waren. Wenn es heute noch dem leiblichen Auge möglich ist, etwa vom Kaiserstuhl in Baden bei guter Sicht das blauschimmernde Basel und die schlanke Nadel von Straßburgs Münster zu sehen, wie sollte es da, bei der viel innigeren Sicht, dem geistigen Auge nicht möglich sein, in dieser Ebene nicht das Gras, aber die Pfeiler der herrlichen Kirchen wachsen zu sehen? Und wie da der Dom zu Worms empor schießt, eine feste Burg mit wehrhaften Türmen; wie da in Speier aus grünem Laub breit und stolz überkuppelt, vieltürmig und von einer Zwerggalerie umgürtet wie eine Stadtmauer vom Wehrgang das Münster aufsteilt; wie da in Mainz eine von grünem Edelrost übersponnene Kuppel aufwuchtet; wie da in Köln aus nordisch walddunklem Umgang Maria am Kapitol seine vom Gaden her mit Licht überschüttete

Halle wölbt; wie da Bonns Münster seinen Chor durch farbige Fenster in eine herzblutrote Farbenpracht taucht; wie Sanct Gereon in Köln wiederum statt des Querschiffs in einem fast griechisch ebenmäßigen Zehnseit die Schmale des Schiffes weitet, um dem Licht, dem Boten des Herrn eine Statt zu geben; wie da in Xanten ein alter Dom verschlafen aus der niederrheinischen Ebene und aus der Häuserwirre und der Menschenirrsal auftaucht: — ist alles das, und wenn Sie es nie gesehen hätten, Ihnen nichts Unbekanntes . . . es ist das, was die rheinischen Menschen damals allen deutschen Menschen vorkämpften, und was jeder von uns, wenn er sich um die Dinge sorgt, nacherlebt. Gemeinsam ist allen diesen Kirchen romanischer Baumeister ihre Festungsschwere: das alte, kampffrohe Heidentum, von dem vom Wasgau her und vom Schwarzwald die dunkeln Wälder, von der Eifel her und dem bergischen Land die steinigen Kuppen raunten, das pantheistisch-weltumarmende: Mein Reich ist von dieser Welt! liegt noch im Kampf mit der neuen Botschaft: Mein Reich ist n i c h t von dieser Welt!, und die steiernen Zeugen dieses Kampfes sind des Rheinlands romanische Kirchen. Und diesen Kampf erleben wir alle nach, noch in diesen Tagen mit Schicksalgewalt: ein niederdeutscher Dichter, Gorch Fock, der von heidnischer Kraft durchströmt war und den Opfertod als Christ starb, hat in unsern Tagen in dem Roman „Seefahrt ist not!“ diesen alten Kampf in der deutschen Seele gestaltet.

Es kamen aber die Tage, in denen die alten Götter soweit vergessen waren, wie überhaupt ein Volk seine irgendwie immer unsterblichen Götter vergessen kann. Der Gott der asiatischen Wüste war ganz zum deutschen Krist geworden, das sang und psalmodierte jedes Herz, nicht nur, soweit man den Rhein sehen konnte, aber an seinen Gestaden mit verdoppelter Inbrunst; damals wuchs, vor einem Langschiff breitausladender Strebepfeiler, jene Vision Erwin von Steinbachs, die Münsterfassade in Straßburg, aufwärts, mit ihrem großen roten Herzen, der flammenden Rosette, und dem Turm, der mehr Licht als Stein ist; so daß, wenn du am Abend an ihm vorüberfährst, eine blaue Wolke da zu stehen scheint, wo du das Münster weißt. Und wenn du dann nähertrittst an jenen ewig deutschen Bau und die in Stein gehauenen Gesichte gotterfüllter Steinmetzen betrachtest, ahnst du, daß jener Bau nur ein Spiegel gleich unendlicher Wasgenwälder ist, an denen ein blauer Strom vorübereilt, wie damals die deutsche Seele an ihrem Gott. Und nichts anderes erlebst du vor allen gotischen Kirchen bis zu jener Kathedrale, die jahrhunderte lang, ein stummer Zeuge deutscher Zersplissenheit, mit ausladendem Kran, wie ein blauer Gral die Geschwister überragend, unvollendet über Köln hinausschaute ins Reich; der Teufel aber, der nach einer alten Sage den ersten Baumeister, Konrad von Hochstaden, holte und so den Bau am Weiterwachsen hinderte, war

nicht der siebenschwänzige Satan selber, sondern der neunundvierzigschwänzige Teufel deutscher Kleinstaaterei, der nicht, was nicht ausschlaggebend wäre, den Zusammenschluß der politischen Glieder hinderte, sondern der auch, mit dem Einsetzen der Reformation, man mag über sie denken, wie man will, die deutsche Gotteinheit und damit den deutschen Gott endgültig und ohne Auferstehung an das Kreuz dogmatischen Kampfes nagelte. In seiner Wirkung doppelt geschädigt, einmal dadurch, daß eine nüchterne Generation seinen Ursprung freilegte und einen großstädtischen Allerweltsplatz um ihn herumlegte, dann aber dadurch, daß der Dachreiter über der Vierung nicht wie er gedacht war, ein Steinturm, sondern ein schmiedeisernes Ersatztürmchen ist, ist doch dieser Dom das Herz des Niederrheins und nach jahrhundertlanger Pause so gut vollendet, wie es Menschen späterer Tage nur möglich war.

In jener Spanne rheinisch-deutschen Werdens war es auch, in der man die Bilder nicht in Bilderhallen gottfremd ausstellte, sondern in denen man die Kapellen und Gewölbe mit ihnen zierte. Muß ich Ihnen von jenen frühen Bildern erzählen, in denen rheinische Meister das, was sie zu sagen hatten, fromm und ehrfürchtig noch auf einen, die gemalten Gegenstände von der gemeinen Wirklichkeit trennenden Goldgrund stellten? Wie Stephan Lochers süße Madonna im Rosenhag, die heute, in einer materialisierten Gegenwart, noch der Wallfahrtsort mancher, vom Getriebe der häßlichen Zeit unverdorbenen Gemüter ist? Wie seine, auf einen Goldvorhang gemalte Verkündigung, die mit überirdischer Güte in einer Zeit entstand, da auch zu Köln schon der Handel pulste und die Stiche der Stadt vorn im Rheinstrom eine freudige und starke Flotte unternehmender Kaufherrn buntüberwimpelt zeigen. Muß ich Ihnen von jenem Konrad Witz erzählen, der in Basel mit einem kraftvollen Wirklichkeitsgefühl den heiligen Christophorus malte, wie er den Jesusknaben durch die Furt trägt; die Landschaft scheint wie ein abseitiger Winkel des Bodensees. Soll ich Ihnen die köstlichen Dinge verschweigen, die in Kolmar Martin Schongauer gemalt hat, kraftvoll und plastisch von innen heraus und doch vom Ewigen-Überirdischen überscheitelt? Nicht vergessen aber darf ich auch hier Matthias Grünewalds, von dem eine schöne Überlieferung erzählt, er habe in seine Farben das Blut seines Körpers gemischt, um damit anzudeuten, daß er in einer schrecklichen Gottinbrunst wie eine Kerze im Wind verbrannte. Leidenschaftlicher als Dürer, hat er sein Werk mit jener Leidfülle durchtränkt, die später im Werden der deutschen Seele vielleicht nur der vlämische Rheinländer Beethoven erreichte. Neben seinem Schrei verblaßt die Not der andern: das Land der Vermittlung und der starken Gegensätze, das große Tal, in dem ewig Licht- und Schattenfluten durcheinanderquirlen, gebar diesen mönchischen Mann, der, wenn er nicht der größte Maler deutschen

Geblüts, doch der größte Erleider, der, wenn er nicht der entscheidenste Künstler, doch der geprüfteste Kämpfer war. Ob jemals die aus dem Lande des spitzen Voltaire, des spöttischen Molière und des scharfen La Rochefaucould in ihrer Selbstsicherheit diesen größten Unsichern, stets außer sich Gewesenen verstehen werden? Ob nicht Grünewald heute mit seinem nach Kolmar ausgelieferten Altarwerk ein besserer Anwalt deutscher Sache ist, vor der sachlichen Gerechtigkeit der Sprach- und Seelenverteilung, als irgend eine wirtschaftliche Begründung, wer mag das wissen?!

Während in Niedersachsen ein frommer Dichter aus dem galiläischen Christus im Heldengedicht des Heliand den Thiedkuning, den Volkskönig, machte, und seine Jünger snelle thegnos, schnelle Degen nannte, schrieb am Oberrhein der älteste deutsche Dichter, der uns bei Namen genannt wird, Otfried, seine Evangelienharmonie, baute seinem Gott ein romanisches Münster aus den Bausteinen deutscher Wäldersprache, dem Gefüge eingedeutschten Endreims. Was Otfried wollte, hat ein rheinischer Dichter der Gegenwart, Ernst Bertram, in folgende Verse gepreßt:

„Soll endlich nicht volldonnernder zum Ohr
Gewappnet nah'n in Brünne unseres Worts
Der neue Heiland? Nicht waldnächtiger Ruf
Beschwörend Antlitz götterloser Seele,
Im Rabenwildschrei und Gestöhn der Fichten
Den Geist ersaufen lassen Nikodems?
Soll nicht Jehovah, wütender Jäger, blau
Speerschüttler reiten nachtendem Wasgenwald?
O Christ, den Hagens Speer am Kreuz erstach,
O Herr, Altvater wissenden Rabenrufs,
O Geist, du altarloser im Waldgestöhn....
Verwandeln will ich
In unsre Raben Jordans helle Taube,
In unser Wälderohr den milden Reim,
In unser altes Wort den jungen Christ."

Damals rang in Straßburg und Köln eine grünewaldheiße Seele um ihren Gott, legte dieses Ringen in deutscher Schriftsprache nieder und bestimmte so vom Rheinland her für lange Zeit in Deutschland die Art philosophischer Formulierung: Meister Eckehart, den wir schon nannten, der wußte, daß man alle alte Wahrheit nur in neuem Sagen erringen kann, sich fortbildenden Sprachmitteln, und der daher in den Mauern des später von Hutten verschrieenen Kölns die klarste und kühnste mittelhochdeutsche Prosa schrieb. Eine zarte, scheue Seele, vergleichbar den Figuren im Münsterportal, hielt als Eckeharts Schüler Johann Tauler aus Straßburg Zwiesprache mit seinem Gott, und Heinrich Seuse eiferte ihm nach. Und Johann Geiler von Kaisersberg, der ein Jahrhundert später lebte, ist gleichsam der,

durch den die Seelenwanderung jener großen Gottsucher zu Luther sich vollzog.

Aber wie die Landschaft der Gottsucher jenen Trank der Rebe hervorbringt, in dem geistliche Inbrunst und schwelgerische Weltfreude sich in einem Symbol mischen, so wuchsen in dieser Ebene auch die weltlichen Gesänge. Da ist Heinrich von Veldeke, Niederrheiner trotz allem, der aber in der Eindeutschung der französischen Aeneassage als rechtes Kind rheinischer Mittlerheimat französisch-höfisches Minnegespreiz einführt, während nach ihm, in höchster dichterischer Kraft und Erleidensfähigkeit, Gottfried von Straßburg das Lied von Tristan und Isolde dichtet. Man muß einmal erlebt haben, wie abendliche Sonne das Rheintal übergüldet, die Dinge durchsichtig macht und dem Himmel zu alle Farben füllig und sehnsüchtig ausgießt: um die süße Wehmut zu verstehen, mit der hier ein Lied wuchs, das der Osten Deutschlands uns nie würde gespendet haben... In Hagenau wurde jener Reinmat der Alte geboren, den Gottfried die Leitnachtigall im Nachtigallenhage nennt, und der dann der Lehrer Walters von der Vogelweide wurde, sodaß auch diesem Sproß der Donau und Oesterreichs der Rhein die Süße seiner Trauben durch einen getreuen Sohn schenkte. Den Frauenlob aber rühmen wir immer noch, weil ihm das schönste Los ward, das einem Irdischen zuteil werden kann: die Frauen von Mainz trugen ihn bei Glockenläuten unter Gesängen zu Grabe, kränzten seine Gruft mit den schönsten Blumen und schüttelten darüber den besten Wein. Dieses Symbol konnte sich nur eine Bevölkerung von solchem Lebensüberschwung setzen wie die des Rheinlands, und dieses Symbol muß es Ihnen erklären, wenn ich, statt von Tatsachen rheinischen Handels, rheinischer Industrie, idealistisch so ausführlich von seinen geistigen Führern spreche: aber nur die sind unsterblich. Als dann das Rheinland seine kulturelle Bedeutung mit Süddeutschland teilte, als dann die Reformation kam und die deutsche Kultureinheit endgültig der ewigen Spaltung überlieferte, —vielleicht kann das nur ein unkirchlicher Rheinländer so fühlen—, als dann Sachsen die Führung übernahm: wurde doch das Wort „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" da gesprochen, wo im Kirchgang zu Worms in Brunhild und Kriemhild symbolisch schon einmal sich die deutsche Seele gespalten hatte, entzweit worden war. Und in rheinischen Landen stand Sickingens Burg, die Herberge der Vertriebenen, lachte Hutten trotzig des Dunkelmänner-Kölns, nachdem er jenes wohl erschütterndste Erlebnis gehabt hatte, als deutscher Mann in Brüssel vergeblich nicht nur als Mann des Volkes, auch als einer seiner geistigen Führer bei dem angeklopft zu haben und abgewiesen worden zu sein, der damals die deutsche Krone trug. Im Rheinland auch entschied sich Sickingens Schicksal, und am Oberrhein, am Bodensee starb der tapfere Hutten, nachdem sie ihn aus

Mülhausen vertrieben, heimatfern, seinem deutschen Wäldergott nah in furchtbarem Siechtum und griechischer Seelenheiterkeit. Und wenn ich auch nicht weiß, ob die vielen Dinge, die ich Ihnen hier vorüberpeitsche, nicht eher Mangel als Fülle, eher Schwelgen als rednerische Zucht bedeuten: soll es denn verschwiegen bleiben, daß, nachdem durch Reformation, Gegenreformation und dreißigjährigen Krieg das Vaterland zur Wüste wurde, unter den zornigen Richtern der zornigste aufstand unweit Straßburgs, des bald verratenen: Johann Michael Moscherosch, der unbarmherzig in den Gesichten Philanders von Sittewald die Geißel schwang in einer entmenschten, um Gotteslehr' entgotteten Zeit, der die Verwüstung des Landes und die Verwilderung der Sitten nackt den Zeitgenossen vorhielt, der sein Werk gefaßt hat als „Strafschriften, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Hände mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei, Torheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen worden." Ist es nicht köstlich, daß in dem immer von französischer Invasion bedrohten Rheinland einer in dem schwert-scharfen Alamode-Kehraus Sätze schreibt wie diesen da: „Ich glaube, wenn man wollte eines neusüchtigen Deutschlands Herz öffnen, man würde augenscheinlich finden, daß fünf Achtteile französisch, ein Achtteil spanisch, ein Achtteil italienisch, ein Achtteil deutsch ist." „Bastardsprache, Bastardherzen" schreibt er, der sich selbst von der aladoderei frei machen mußte . . . und war damit seiner rheinischen Aufgabe bewußt, zu vermitteln, um schädliche Vereinzelung abzuhalten, und doch sich selber Mitte zu bleiben und nicht zu verlieren: rheinisches Schicksal, deutsches Schicksal.

Aber welche politische Linie geht damals neben der geistigen her: Von den Tagen der alten Herzogtümer bis zum Entstehen der Bistümer und ihrer Säcularisation im Rheinland wie im Reich Splitterei und Splitterchen. — Schlachten unter deutschen Brüdern, brennende Klöster im dreißigjährigen Kriege, brennende Städte, als der roi Soleil sich vorwagt in ein Sprach- und Blutgebiet, das nie wälsch gewesen war, Heidelberg brennt und Straßburg durch die Fuchslist eines falschen Kirchenfürsten zu Frankreich geschlagen wird, eine Frau wie Goethes in Kleidung modische, im Herzen und in der Tat deutsche „Lily" als Frau von Türckheim in Nacht und Nebel fliehen muß und nach dem Sturz der Bourbonen hohnlachend wälsche Jakobiner von dem deutschen Dombaumeister verlangen, daß er den einen Turm des Münsters abreißen lasse, weil er „das Gesetz der Gleichheit verletze!" Und wenn es ein gültiges Gleichnis für die vaterlandentwachsene, weltumspannende Weite eines Goethe ist, daß ihn die rheinische Mainheimat nicht haltn kann: in Straßburgs Münster ritzte er, von Erwins Walten erschüttert, seinen Namen, in den Hütten der Wasgaudörfer sammelte er seine Lieder, in Sesenheim liebte er seine ursprüng-

lichste Liebe, und der Name Friederikens wird gegen alles Wälschtum zeugen immerdar.

Hier hielt der Vater der Stürmer und Dränger, Herder aus der östlichen Reichsmark, aus, hier kam, noch aus weiterem Osten und dunklerer Herkunft, Reinhold Michael Lenz, hier endlich, 1835, schuf Georg Büchner das, wie es sich in Deutschland ziemt, unbekannte dramatische Genie, das erschütterndste bürgerliche Trauerspiel, den „Wozzek", gegen dessen Leidenschaft Hebbels Maria Magdalena eine weiche Sanftmut ist.

Aber dann ist der Schwerpunkt rheinischer Wirtschafts- und Kulturgeschichte endgültig weiter nach Norden verschoben. Wie auch heute in den bedrohten Grenzmarken naturgemäß das nationale Leben verdichteter pulst, geschah in der Erhebung vor hundert Jahren der stärkste Antrieb im Osten und Westen, und die Treiber nennt man die Romantiker. Wie, fragen Sie mich, schon wieder die Dichter, und dazu die entschiedensten Schwärmer? Ja, diese, und auch heute gehts nur aufwärts, wenn wir diesen folgen werden, die die geistigen, die einzig entscheidenden Führer sind. „In Koblenz auf der Rheinbrücke" schreibt Walzel, „schied Brentano von Arnim. Von Winkel bis Koblenz ist fast jeder Ort von Brentanos Dichtung verklärt. Als er, vereint mit Arnim, deutsche Volkslieder zu der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" auslas, und sie mehr oder minder mit Eigenem verschmolz, umtönten ihn sicherlich Nachklänge der gemeinsamen Rheinfahrt. Seine Rheinmärchen, diese wunderliche und doch so poesievolle Mischung alter Rheinsagen und krauser Erfindungen, sind ihm in Rüdesheim beim Anblick des Binger Lochs aufgegangen. In die Rheinmärchen hat er seine schönsten Lieder verwoben, in ihnen nochmals die Sage der Zauberin von Bacharach, der schönen Lore Lay, verwertet. Und Kleist, als er aus der Mark zum Rhein kommt, schreibt an Wilhelmine von Zenge: „Ach, das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts schöneres denken, als dieses Tal (zwischen Bonn und Mainz), das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt." Aber diese Menschen dann, die ein schönes Land mit ihrer Phantasie umkränzten, seine Mären sammelten und die ihren danach formten, am Neckar ihres Lebens zugvogelfrei genossen und zu nichts anderem geboren schienen als im unbegrenzten Reich ihrer Sehnsucht und ihrer Goldträume zu weilen: die waren es doch, die zum ersten Mal in der stolzen Vergangenheit des Rheines Wurzelkraft fanden, wie denn Arndt schrieb: „Ihr sehet das Land, das euch an die herrlichsten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr sehet die Ursprünge und Anfänge eures Volkes, die heiligsten und ältesten Erinnerungen des Reiches der Deutschen, die Wiege euerer Bildung, die Städte, wo eure Kaiser gewählt, gekrönt und gesalbt wurden, die Grüfte, wo eure Kaiser, eure Erzkanzler, eure

Erzbischöfe schlafen, die Denkmäler eures Ruhmes und eurer Größe, wohin ihr blicket, wohin ihr tretet ... Jene Denkmäler, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Köln und Antwerpen, in Straßburg und Amsterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtnis eurer grauen Heldenzeit und so viele andere Heiligtümer eurer Art und Kunst." Sehen Sie, diese Schwärmer waren es, die, ob auch ihr Ohr Vergangenem zugewandt war, gegenwartsstark das korsische Joch zu sprengen wußten, und, eben, weil der geistige Antrieb so stark war, die Arbeit mit der Waffe zu einem schwingenden Siegspiel zu machen vermochten. Wie singt das Lied?

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Wenn ich zu Ihnen von Menschen und Städten gesprochen habe, so doch von Werten der Vergangenheit, die nicht tot sind; aber auch nicht von jener Vorstellung einer brausenden Gegenwart, die man, mit Recht einer limonadensüßen Rheinromantik abhold, heute mit dem Rheinland verbindet. Und wenn auch Karlsruhe, Mannheim-Ludwigshafen, wenn auch Mainz, Koblenz und Köln Städte einer durchpulstenden schaffenden Gegenwart sind, da ist manches Städtchen, Speyer, Worms, Bingen, Rüdesheim, Kaub und Braubach, Neuwied, Linz und Bonn, und ganz unten Emmerich, Kleve und Rees, das verträumt und scheinbar trotz lebendiger Menschen zwischen den Mauern mehr einer Vergangenheit anzugehören scheint. Aber ich sagte schon, der Schwerpunkt des Rheinlandes rückte wiederum nach Norden; dahin, wo nachts der Schein der Hochöfen über den Himmel flammt. Da sind Remscheid, Solingen, Barmen, Hagen, die Städte des Bergischen Landes, wo auf den Höhen noch grüne Flecken wie sonnige Lichtungen über den schwarzen Tälern leuchten, in denen, enggepreßt, ein furchtbarer, reißender und schaffender Strom von Menschen und Maschinen lärmt; da liegen Mülheim, Essen, Oberhausen, Hamborn, Wanne, Gelsenkirchen, Bochum und Dortmund, die Kohlenstädte, über denen ein schwarzer Rauch lagert, Tag und Nacht. Da liegen Ruhrort, Duisburg, die Häfen, in denen stampfend und fauchend die Dampfer die Kohlenkähne unter denselben Brücken herzerren, über die die gierige Hand der kohlenschürfenden gehässig in das Grün der niederrheinischen Fluren hineintastet.

Vom Dunkel, Schwalg und Wolken wie verschlungen
Ragt wesenlos das Werk, kaum Lampen glühn
Hoch an Masten; Form und Flächen fliehen,

Doch furchtbar, tosend aus den Dunstungen,
Rauscht es, wogts in ewigen Akkorden...
Horch, keines Menschen Stimme ist zu hören:
Ein Brausen wie von offen wilden Meeren
Ganz nah an unsichtbaren Borden.
Sieh, unten liegt erhellt die Stadt, es ziehn
Die Straßen wimmelnd und gedämpfter, leiser.
Ich fahr durch Schlote, durch Tunnels dahin,
Ich spürs im Zug: bis in die fernsten Häuser,
Die ganze Luft erfüllend wie ein Grausen,
Ununterbrochen wogt das große Brausen.

(Winckler, Eiserne Sonette.)

Ununterbrochen, sagt der Dichter der Eisernen Sonette, wogt das große Brausen. Man muß einmal kreuz und quer, tagelang, durch diese einzige Riesenstadt gefahren, immer an gehetzten Menschen vorüber, zwischen grellen Kinos, zwischen kitschigen Fassaden und wieder Brücken, die ganz aus Stahl und Stahles Sinn gebaut, mit letzter Maschinenzweckmäßigkeit und Schmucklosigkeit sich über Flüsse und Stadtviertel spannen; muß unter der Erde, auf der Erde, über der auf vier-, acht-, zwölf- und sechszehnrädrigen Gefährten einhergeeilt sein; muß sich einmal gemüht haben, die qualmenden Schlote zu zählen, um zuletzt, wenn immer wieder neue auftauchen und alte versinken, schier irrsinnig davon abzulassen; muß einmal nach einem Stückchen grünen Siedlungslandes dort ausgespät haben, um zu finden, daß die Geister der Kohle auch die letzten Reste zum Wäschebleichen und Kinderspiel für sich fordern; muß einmal an den Bessemer Birnen gestanden haben, wenn der weißschäumende Strahl mit Elementgewalt Tropenhitze versprühend aus dem Behälter schießt und, während die Sommerglut zwischen den Hallen steht, über den Menschen herkocht — um zu wissen, daß hier allerdings eine neue Romantik erwacht ist, die sicherlich nicht bleich und süßlich, eher bitter und herbstherb ist. Dann taucht einem wohl der wahnwitzige Gedanke auf, der herrliche Wald, der einmal das ganze Vaterland bedeckte, sei von neuem aufgeforstet, aber nicht aus durchsäftetem Holz, sondern aus schwingendem Stahl. Was damals markige Stämme gewesen seien, seien nun die schlanken Pfeiler und Türme; was damals rauschende Baumkronen gewesen seien, seien nun surrende, durcheinanderwirbelnde Zahn- und Schwungräder; was damals Blüten und Früchte gewesen seien, seien nun die blaßblauen, schaukelnden Monde der Bogenlampen; was damals sich zu wölbigen Gebilden verwachsen habe, sei nun zu eisenrispigen Hallen geworden; und die Unendlichkeit des Waldes, aus dem Orgeln der Kronen, dem Spiel der Lichter gezeugt, sei einer eisernen Unendlichkeit gewichen. Aber wenn du damals, am Anfang des Werdens der deutschen Seele, in den Wald hineinriefst, rief wohl der alte Gott ein Echo; wenn du aber heute in den Eisenwald

hineinrufst, tönt dir der Qualschrei gehetzter Menschen erschütternd entgegen. Damals alles Natur, heute alles Zivilisation: das ist der Weg von dem gesegneten, grünen Oberrhein des zehnten Jahrhunderts zu dem schwarzen Niederrhein des zwanzigsten Jahrhunderts. Und so ist auch hier der Werdegang des Rheinlandes der Spiegel deutschen Werdens. Diese unentrinnbare Entwicklung umzubiegen so, daß es sich wieder in Städten leben läßt, daß man nicht jeden Schritt auf dem Asphalt verflucht und wieder einen Sinn ins Dasein bringen kann, ist eine rheinische, eine deutsche und eine Menschheitsaufgabe. Da muß jeder einzelne zu seinem Teil mitarbeiten: und wieder gibt die Lage des Rheinländers einen Fingerzeig.

Was 1798 nach kurzem Kampf die Heere der französischen Revolution getan haben — nach dem Frieden von Lunéville konnten sie sich ja auch auf einen Vertrag berufen — ist nichts anderes, als was die ihren Ahnen treu gebliebenen Urenkel jener imperialistischen Republikaner heute wollen, eine öffentliche Angliederung des Rheinlandes an Frankreich. Ob man das mit den Mitteln tun will, die die schon als Wort schauderhafte „Kulturpropaganda" an die Hand gibt; ob man das durch mehr oder minder sanften und starken Druck erreichen möchte; ob man dazu unter Mißachtung oder „Befolgung" des Friedensvertrages von Versailles das Rheinland untere igene Verwaltung nimmt, ob man aus der Zollgrenze eine politische Grenze machto der nicht: — der Wille zu dieser ungeistigen Macht liegt heute allen offen. Für den Rheinländer gibt es da nur eines: ausharren am Reich! Es lächert mich immer, es befremdet mich, wenn wir mit rein wirtschaftlichen Beweggründen arbeiten. Mögen diese von Wucht und Wert sein: es sind reale, materielle Maßstäbe, die vor dem einen idealistischen Gedanken der deutschen Sprachgemeinschaft, der deutschen Herzenseinheit verblassen. Gebt den Rheinländern den idealistischen Impuls, und keine Fremdherrschaft entfremdet sie der großen Mutter; gebt den Deutschen die Ideale wieder, und kein Vertrag versklavt sie auf längere Zeit, als sie es selber wollen oder wert sind. Woher aber die große Idee?

Wenn man durch die eine große Stadt wandert, die sich unten am Rhein von Düsseldorf ins Westfälische in zwei, drei großen Armen erstreckt, ist das Treiben der Menschen darin dem gleich, was der deutsche Mensch heute im allgemeinen treibt. Eine große Verknüpfung aller Interessen, eine enge Verkettung von Zweckmäßigkeiten und Beziehungen, ein unentrinnbares Knäuel von Erwerb, Handel und Geschäft, ein furchtbarer Kampf ums Dasein tobt sich in jenen tausenden von Eisenhallen und Fabriken aus. Es wäre sinnlos, sie hinwegdenken zu wollen: als Land der Einfuhr von Rohstoffen und ihrer Verarbeitung, als Land ohne Fähigkeit, sich selbst zu ernähren, mußte Deutschland sich diesen künstlich galvanisierten Boden schaffen; es wären sonst, bei der einmal eingetretenen Überbevölkerung, die

Menschen einfach verhungert. Aber das Leben in diesen Großstädten muß den Menschen wieder lebenswert erscheinen: das ist das Ziel rheinischer und deutscher Innenpolitik. Es geht aber nicht auf dem Wege, der als Sozialismus aus der materialistischen Geschichtsauffassung herausgewachsen ist, jener Hydra, deren nur von einem Herkules auszuraufende Köpfe längst auch die andern Parteien und Gruppen im Vaterlande angefressen haben. Denn diese Anschauung hat uns dazu verleitet, alle Fragen des Wertes durch den Geldmaßstab, den Preis auszudrücken. Ob einer reich oder arm, wirtschaftlich leistungsfähig oder nicht sei, ob einer seine geistigen Gaben in Geld ausmünze oder nicht, ob das Studium etwas einbringe oder nicht, das sind nicht Anfangsmaßstäbe zur Sicherung der wirtschaftlichen Existenz geblieben, sondern Endmaßstäbe geworden, die man an seblstherrlich-geistige Werte anlegt. Das abstoßendste Zeugnis dieser Auffassung ist der Klassenkampfgedanke, der, gleichviel, ob zu seiner Entstehung unsoziales Verhalten Besitzender und Unternehmender beigetragen haben mag, gleichviel, ob die Lage derer, die ihn vertreten, oft menschenunwürdig sein mag, die größte Versündigung an dem deutschen Gedanken ist, daß jedes Ding zu werten sei nach der Arbeit, die es hervorgebracht. War die Handarbeit unterschätzt, gut, so war das deutscher Auffassung unwürdig; wird sie überschätzt, ist es das nicht minder. Ich will nicht in Abrede stellen, daß auch heute Besitzende unsozial sind, will auch nur kurz erwähnen, daß wir neben einer selbstbewußten Arbeiterschaft auch einen verzweifelnd um sein Leben ringenden Mittelstand als eigentlichen Kulturträger haben, um aber doch zu behaupten, daß man endlich mit jener horizontalen Klassengliederung aufhören soll, die rein materiell den Menschen abschätzt und so entwürdigt; daß man endlich beginne, eine „vertikale“ Gliederung anzuerkennen, nach der jeder, gleichviel ob arm und reich, alt und jung, Mann und Weib, Arbeiter, Mittelständler oder Unternehmer, nicht nach dem geldlichen, sondern nach dem seelischen, inneren Herzensbeitrag gewertet werde, den er der Sache seine Volkes darbringt. Eine solche, rein ideelle Einstellung allein wird uns im Rheinland alles ertragen lassen, wird auch im Vaterland alles zum guten Ende führen; aber man muß es doch einmal sagen: selbst wenn die Revision des Friedens von Versailles erreicht wäre, die genommenen und bedrohten Außenprovinzen wieder in die Arme der Mutter eilten und der deutsche Unternehmergeist frei schalten könnte: wäre garnichts erreicht. Ehe nicht die Krankheit des Materialismus, die in den Zeiten des Niedergangs den Volksleib so empfänglich fand, von uns gewichen ist, sodaß wir sagen können, es ist wie damals in der oberrheinischen Tiefebene: die Leiber werden satt, und die Seele hat ihre Speise, der Körper verdorrt nicht und der Gottgeist ist wach — ehe nicht diese Krankheit von uns genommen ist, wird es nicht gut und ehrenvoll sein, im deutschen

Vaterland zu leben. Wähnen Sie aber, es stünde auf verlorenem Posten, wer dies sagt, so sage ich Ihnen, was ich schon oft und gern der rheinischen Jugend sagte:

Wir stehen nun auf verlorenem Posten, aber soll uns das beirren? Freuen wir uns, daß uns ein Schicksal gegeben ist, das wir tragen dürfen, denn nichts ist unehrenhafter für eine Jugend, als ohne Aufgabe zu sein! Wollen wir es mit jenen halten, die auch heute der Zeit noch nicht ins Angesicht sehen und Freude mit Vergnügen (Amusement) verwechseln, denen es wertvoller ist, einen neuen Tanz zu erlernen, anstatt einen einzigen der Gedanken, die um das Vaterland kreisen, neu zu denken? Die schlaffer und weichlicher sind als je ein Jugendjahrzehnt vor dem Krieg? Oder wollen wir es mit denen halten, die, im Wissen um den verlorenen Posten, ausharren und ihn wiedergewinnen helfen? Uns im Rheinland ist die Begnadung geworden, vorbildlich zu werden für die Haltung des ganzen Vaterlandes: geben wir nach, lassen wir uns betören und von irgendwelchen materialistischen Zweckvorspiegelungen einfangen und umgarnen: so haben wir diese unsere Ehrenpflicht aufs Gröblichste verletzt. Halten wir aber aus, selbst da, wo der Widerstand sinnlos scheint, setzen wir gegen Ränke und Tücken die freie Kraft einer geistigen großen Idee: ich wollte sehen, ob uns einer auf alle Ewigkeit den freien deutschen Rhein nehmen könnte. Hüten wir uns aber vor der Gefahr der Selbstüberschätzung: einer Befreiung sind wir auf dem Außenposten und sind alle Söhne Deutschlands nicht wert, wenn wir nicht wieder ein Volk der Zucht und Sitte, ein Volk des Weltbeseelens neben und über dem Weltbesitzen, ein Volk des Denkens und Dichtens neben und über dem Welteraffen werden.

Wenn Sie die Sagen des Rheinlands — das zum Beschluß — an sich vorüberklingen lassen, werden Sie bemerken, daß Weltbesitzen und Weltbeseelen sich darin in köstlicher Ehe mischen. Die Sage von den Kölner Heinzelmännchen, die des Nachts den faulen Menschen ihre Arbeit verrichten, ist schlaraffisch und gut rheinisch in der Ausmalung aller Genüsse und Faulenzereien des Lebens; aber auch die ewige Sage von dem Mönch von Heisterbach wuchs dort, der das Wort: tausend Jahr sind vor dir wie ein Tag! nicht verstand, in den Wald ging und wiederkehrend tausend Jahre verflossen sah; und wie das Rheinland kulturell zwischen Nord und Süd und West und Ost vermitteln muß, soll der Deutsche diese Gegensätze seines Wesen, Zeitergreifen und Ewigkeitssehnsucht, wieder beide in sich tragen, und nicht nur der materiellen Zeit, auch der ideellen Ewigkeit zugänglich sein. Damit man im Vaterland wieder das empfinde, was vor hundertsieben Jahren Max von Schenkendorf empfand, als er die Geister rheinischer Vergangenheit vor den Bildern der Kölnischen Malerschüler so beschwor, wie ich Ihnen die Geister des Rheinlands als Nothelfer zu deut-

schem Idealismus zu beschwören versucht habe; unter dem Fahnenwort: Rheinisches Schicksal, deutsches Schicksal:

„Es kam wohl manches treue Herz und sah die lieben Bilder an,
Gesegnet sei der tiefe Schmerz, der da in ihm begann.
O Liebesbrunst zum Vaterland und zu der alten Heldenzeit,
Du bittre Lust und Gotteshand, habt uns vom Joch befreit.
Nun schauen wir euch anders an, ihr sprechet uns auch fröhlich zu,
Ihr Bilder, doch ein rechter Mann begehrt noch keine Ruh'.
Ihr müsset erst an Künstlers Hand durch unsre freien Länder gehn,
Man soll an keiner deutschen Wand mehr Heidenbilder sehn.
Ihr lieben Heilgen kommt heraus und segnet uns, wir flehen euch,
Ihr holden Mägdlein, schmückt das Haus, ihr Ritter, schützt das Reich.



Druck: Ernst Mauckisch, Freiberg i. Sa.

Neue Deutsche Jugend



1 9 2 1

Neue Deutsche Jugend

Eine Sammlung von vier Aufsätzen

von

Otto Brües

Band IV

Der Wald

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Der Wald

von

Otto Brües

Band IV

Aus der Sammlung

Neue Deutsche Jugend

Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin.

Der Wald.

Wenn die vielfältigen Versuche, die Erscheinung ganzer Kulturen auf eine Grundtatsache zurückzuführen, berechtigt sind — und wären sie nur berechtigt durch die Einseitigkeit und Eigenartigkeit des Standpunktes, von dem man schaut — dann ist es nicht zu gewagt, das deutsche Wesen aus seiner Wiege zu bestimmen, und das ist der Wald. Denn der Wald, der vom Nordmeer bis zum Alpenwald des Südlandes als ein einziges Gezelt sich breitete, gab der Seele unserer Väter, die unsere Seele ist, zur Nachbarschaft dreifache Unendlichkeit: für das Auge, dem er sich mit jedem Schritt in stetig wechselnden Schächten und Schichtungen öffnete und schloß; für das Ohr, das nicht Ruhe fand vor dem tausendtönigen Rauschen der Blätterebbe und -flut. Die dritte Unendlichkeit darüber, von Sonne, Mond und Sternen, teilten wir mit allen Lebenden. So, im Anhauch der namenlosen Waldwunder, bildete sich unsere Seele in nachbarlich dreieiniger Unendlichkeit; so war sie, scheu, weit und wunderhungrig, in dem kraftvoll rücksichtslosen Leib eines jungen Volkes beschlossen; so ward sie, was sie heute noch in der wahren, der geistigen Führerschicht Deutschlands ist, Waldspiegel, die deutsche Seele.

Da nun die Seele eines seßhaft gewordenen Volkes sich gleichbleibt und die Jahrhunderte nur ihr Kleid sind, wird's in immer wieder erneuter Form seine Grundsehnsucht auszudrücken versuchen, und es kann der deutschen Seele, selbst wenn sie sterben müßte, nichts andres geschehen, als was ihrem Waldwesen in irgendeiner Art entspricht. Wie sich auch das Kleid wandeln mag, im Wesen bleibt sie sich gleich, und so ist in der Tat der deutschen Seele, wo sie immer Waldes verlor, Wald neu erwachsen; dies wechselnde Fällen und Aufforsten ist ein getreueres Spiegelbild ihres Werdens, als jenes, das manche, und einige sogar mit der schwachen Krücke von Menschensummen, Flächenmaßen und Jahrzahlen als Geschichte sich ertasten, ohne der Grundschichtung unserer Seele aus Scheiten und Unendlichkeiten gewahr zu werden. Freilich, wer sie erlauschen will, der muß noch ein Stück der Naturverbundenheit unserer Väter in sich tragen, sei's auch nur in Gestalt eines wilden Aufbäumens gegen die steinernen Wüsten, in denen wir leben müssen: sodaß uns auch in ihnen nur wohl ist, wenn wir einen Rest Waldes wiederfinden.

Nicht ohne Furcht schaute diese Seele aus ihren Gefäßen, den Leibern frischester, unverbrauchter Kraft in den Tagen ihres Erwachens in das Kinderland, das Waldland hinein. Was da im Wald um sie an Lichtwundern und Lautwundern spukte und huschte, dem gaben unsere Väter, wie alle Menschen des Anfangs, Götternamen. Unfaßbares und Undeutbares faßten und deuteten sie mit der Wünschelrute des Wortes und gaben ihm, indem sie die Götter nach ihrem Bilde schufen, menschliche Gestalt. Gute Geister und schlechte Geister, Götter und Riesen wohnten in Nebelheim, Asgard und anderen Reichen, und allen dunkeln Gewalten der Natur gaben unsere Väter ein freundlicheres Gesicht durch den Namen: Donar, der Hammergott, entsprang dem Wald im Gewitter, Wode, der Sturmgott, dem Wald im Wind, Hel, die Todesgöttin, dem Wald in sternloser Nacht; Riesen, Zwerge, Nixen und Elfen waren Lawinen, Geröll, Bäche und Nebel, und es wuchs alles unter dem grünen Allmuttergezelt. Das war Schirm und Schutz, Hort von Angst und Glück, und nie haben die deutschen Götter diesen Schimmer der Altarlosigkeit ganz verloren. Die Götter formte die Natur, sie formte auch die Menschen. Der Wald drängte die Verstreuten um einen Mitteherd zusammen und hielt sie in Zucht und Fug der Familie, sodaß den, der ihren Ring freventlich zerbrach, das rächende Recht traf; auch verteilte eine frühe Weisheit den Besitz so, daß die Allmende allen gemeinsam war, während darüber hinaus jeder sein Gut durch eigne Arbeit mehren konnte. Die Sonne war die allgewaltige Macht, und durch Feuer aus ihrem Schoß sprangen die jungen Menschen in den Tagen ihrer und der Sonne Wende; die Hörner der Jagd und die Schwerter des Kampfes tönten wieder in den Schächten des Waldes, der der Vater aller Dinge war. Schaudernd vor der dreifachen Unendlichkeit dieses Landes und zitternd vor der unberührten Stärke seiner Menschen kehrten die Südländer um, wenn sie sich zu ihnen verirrt hatten; die Väter aber blieben jahrhundertlang im Land ihrer Wiege und waren nichts als Stämme im Wald, waren pflanzenhaft und lebten ihre Tage im dämmernden Trieb.

Es kam der Tag, an dem unsere Väter den, der sie geboren, verrieten, und an dem mit der Rodung des Waldes die unselig-selige Geschichte unseres Volkes begann. Dieser Verrat am heiligsten ist allen Menschen und Völkern auferlegt, und diese Rodung raffte nicht nur die ersten Stämme des heiligen Waldes hinweg, sie kappte auch mit scharfem Beil die ersten Wurzeln unseres bis da ganz aus eignem Mutterboden gewachsenen Wesens. Immer ist die Sage die hellste Weisheit: jener Mönch, an dessen Namen sich die auf so vielen Wegen erkämpfte Einführung des Christentums in unser Waldheidentum knüpft, zerschlug mit jäher Axt die geheiligte Eiche des Waldgottes Donar und schlug die erste Lichtung ins grüne Gezelt: alles Empor ist auf Verlust gesetzt, und in allem Reifen lauern die Keime des Todes.

Aber der Tod des Heidnischen ins Christentum hinein war nur einer von den Toden, die damals in den Jahrhunderten umgingen, in denen unsere Väter wanderten. Der Tod der Unzähligen, die in dem Wirbelsturm des Landsuchens untergingen, war ein jauchzender Überschwang und Folge zugleich des Wälderlichtens, Dung des seßhaften Landbaues. Zum erstenmal hatten Germanen Wald abgebrannt und zerschlagen, um Ackerland zu gewinnen, aber das war ihnen, bei der unentrinnbaren Verquickung von Gewinst und Bedürfnis, zu eng geworden. Auch ahnten unsere Väter, als sie den freien Ausblick durch das zerrissene Gezelt zu ihren Häupten gewannen, warum die Vögel im Winter fliehen. Wilde Gärung trieb sie jahrhundertlang durcheinander, ließ sie sich im Schwert des Südens verbluten, und jeder Leib war wie ein Blatt des beraubten Waldes und sank in frühen Herbst. Das war der Tod in den Süden, ein jäher Tod, den später die Kaiser und Dichter starben.

So wie aber in jenen Läuften heldischen Lebens Männer ins Waldland kamen, die ihm Blößen schlugen, Häuser darauf bauten, Gärten anlegten und von einem Herzog der Liebe erzählten, begann mit weiterer Rodung ein weiteres Sterben in den asiatischen Gott. Zwar hetzte noch der wilde Jäger durch die dunkeln Täler, über denen auf gelichteten Höhen die Klöster lagen, zwar tollte noch auf bewaldeten Kuppen der Elfenreigen, wo die Mönche in den Tälern siedelten. Der bäurische Mönch, der das Testament übersetzte, sah den Krist als umgürteten Helden, und die bösen und guten Mächte der heidnischen Waldseele würden zu Engeln und Teufeln. War das ein Gott, der sich ans Kreuz schlagen ließ? Der ein Held, um den die Weiber unter dem Galgen jammerten? Aber der in die Waldeinsamkeit floh, eh' er in die Königsburg ging, und der die Händler und Wechsler von den Märkten trieb! Und war da nicht jene Geschichte von der heiligen Nacht, in der auf den Mondstrahlen blonde Gestalten lichtumweht in den Wald niederbrachen; die Roßhirten überraschen und — Wunder der Wunder — dahin rufen, wo in einer Hütte mit Ochs und Esel eine Mutter sitzt und ihr Kind säugt? Und da kommen drei geritten, mit Gold, Elfenbein und Gewebe, Könige, und beugen die Kniee. Schwankende Seele, wohin? Immer mehr Klöster lugen rot aus grünem Wald, immer mehr neigt sich die Seele dem Krist: aber sich gefangen geben? Nie und nimmer! Doch war das Wunder von der heiligen Nacht Licht, das niederrinnt, Engelchor, der singt, ein Kind, auf Moos geboren, nicht die Deutung des Waldgeheimnisses, das noch nicht enträtselt war?

Darum schauen die Kirchen jener Tage so todtrotzig wie Bastionen, mit kleinen Toren, als gält' es, einem letzten Zaudern vor dem Eintritt Recht zu geben. Mit offenen Armen laden, wo man sich noch nicht zu Hause fühlt? An den Tisch des Herrn rufen, der nicht unter rauschenden Bäumen

steht? Und die drängen sich hart an den Stein, als wollten sie ihn noch zudecken, als schämten sie sich des Gotteshauses ohne Vogelruf und den Schrei der Hirsche. Nicht nur an das Haus des neuen Gottes, nein, ins Innerste der kleinen Stadt mit roten Mauern hinein drängen sich die Stämme, die rauschenden Kronen; ihr Erbfeind ist der Stein. Der Bach, der einst aus laubigen Hallen aufquoll, springt mitten in der Stadt empor und raunt nur einen einzigen Satz: „Bleibt mir treu! bleibt mir treu!" Hart an die Mauern auch kommen die Rehe, wollen nicht glauben, daß Menschen den Wald verlassen haben. Ein Geheimnis lockt die Menschen in den Wald zurück — warum sonst das Wandern der jungen Gesellen? — und zerrt sie wieder ins Münster; die alten Götter, als Heilige verkleidet, schleichen sich in die Kirche hinein und brüsten sich; die Kristen sind Heiden, die Heiden sind Kristen, geteilt ist die Seele, zum erstenmal, wie der Boden geteilt ist zwischen Waldland und Steinland: o Gott, wo, wo bist du?

Denn in diesen Bogenburgen ist der alte Wäldergott auferstanden: das Licht, das durch die Stämme niederbrach erst auf die tanzenden Baldrjünger, dann auf Maria die Mutter, und Jesus, ihr Kind, es flutet aus den Fenstern auf den Altar nieder, blänkert die Steinstämme hinab, häuft sich in der Vierung auf dem goldnen Mosaik, blitzt über dem Tisch des Herrn an Schrein und Meßgeräten auf, ein neues, duftiges, kostbares, überirdisches Bekenntnis: „Im Anfang war das Licht!" Aber unter den Geheimnissen auf und über der Erde gibt es eines, das kostbarer, duftiger, überirdischer ist als das Licht: das ist das Waldrauschen, ist der Ton. Den aber fingen die gottsuchenden Menschen in einem kleinen Wald für sich auf, in der Orgel. Wenn sie vom Herrn singt, was singt sie anderes als das große Waldwiegenlied von der dreifachen Unendlichkeit? Ton und Licht wölbten und gliederten den Waldraum, Ton und Licht wölben und gliedern den Kirchenraum. War es das große Geheimnis des Waldes gewesen, daß er in all seiner Wirklichkeit immer überirdisch, in all seinem faßbaren Sein immer unfaßbarer Sinn und Sinnbild war, so war auch in der frühen Kirche nichts, das nicht etwas bedeutete. Das Waldwunder stand über den Menschen als ein Geheimnis und war doch körperlich und sichtbar und hörbar, wie Licht und Ton; die Kirche wölbte sich über den Menschen als ein Geheimnis und doch deutbar und faßbar mit Aug' und Ohr. Nichts trennte, was war, und was zu glauben war. Die Zeichnungen der Mönche in den pergamentnen Büchern kannten nicht Raumtiefe und Größenverhältnisse, auf goldnem Grund standen die heiligen Gestalten und drückten so viel ihres Wesens aus, weil außer ihnen nichts war. Sie sahen den Wald nicht mehr und trugen seine Unendlichkeit in sich. Sprach einer pfingstlich mit Zungen des Waldes, sagte man von ihm, er sei außer sich, sagte, er sei in Gott, wußte nicht mehr, daß er im Walde war. Hier sind wir an die Schwelle derer gelangt, die das

Widerbild des Südens, die Mutter unserer reinsten Eigenart, der Bürge für ein Weiterwachsen des deutschen Geistes ist, da sie uns noch nicht zur Klassik wurde: die Gotik. Doch in aller Inwendigkeit war der Heidenmut nicht tot: der Schwertgeist Karls, der an der Halsbeeke bei Verden die Sachsen traf, blitzte auf in den Worten und Taten derer, die mit dem Kreuz auszogen, das Grab des Erlösers zu befreien. Oder hätte ein Kreuzritter nicht heidnisch gejauchzt, wenn er, ein Vollblut unter den Schenkeln, dahinstob beim Scheiden durch den Wald, königlich froh des Waldes, selig, seine Kraft einem starken Tier herrscherlich aufzuzwingen? Denn die alten Götter sterben nicht und streiten immerdar mit den neuen.

Erst als der Krist ganz über den Baldur gesiegt hatte, war es möglich, daß die deutsche Seele, die ehemals nie außer Waldes gewesen, nie außer Gottes war. Nun wurde der fremde HERR uns ganz gewonnen, und die deutsche Seele diente ihm mit weiblicher Hingabe. Doch bleibt eine Seele sich selbst gleich, und was sie töricht selbst unterdrückt, das wächst ihr wieder zu. Als kein Außen mehr für den Menschen war, kein Waldschimmer ihn fröhlich machte und es nur ein Innen gab, der Mensch sich entselbstete, entsteinte sich auch der fühllose Stein, der Rundbogen zerbrach zum Spitzbogen, und treuer, als es die Bogenburg konnte, spiegelte den Wald die Kathedrale. Den das Auge nicht mehr sehen wollte, der stand nun da im Stein: aus tausend Strebepfeilern sich zusammenzweigend, Licht empfangend aus den verästelten Fenstern, durch immer kühnere Gestaltung der Schiffe in Länge und Quere fast dem laubigen Vater gleichend, mit raunenden Wipfeln wie der Wald und durchseelt von dessen dreifacher Unendlichkeit, so wuchsen die Dome langsam und eichenschwer, Jahrring um Jahrring ansetzend, überknospt von Steinblüten, als Spiegel des Waldes. Die Menschen, die dem Krist zu Ehren den Wald wieder erbauten, wußten auch nichts von Kunst und Können: was sie werkelten, war Gottes Werk, was sie bildeten, war Gottes Gebild, und sie konnten sich nichts vorstellen, was außer ihm Gutes gewesen wäre. Daß der Dom ein Babelgedanke und ein Frevel an Gott war und daß Gott nicht lebte, wenn ihn der schöpferische Mensch nicht dachte und fühlte, solche Trotzesblitze zuckten wohl in Daseinsgipfelstunden durch die Gottfinder, wie es denn überliefert wird, daß Gerhard Role, der Kölner Dombaumeister, die letzten Jahre seines Lebens in schweigender Einsamkeit verbracht habe. Langsam weiteten sich die Städte, doch blieben sie nur ein Ring um den Dom, und, da der Dom der Sohn des Waldes war, hatten sie auch nicht die Waldfremdheit der Städte in unseren Tagen. Die Menschen in den Domstädten aber wurden nicht von Weltlichem abgelenkt und waren so voller Gemütes, und Legenden berichten, daß sie mit dem Gott, der ihre Furcht war, auch verkehrten wie mit einem Bruder, der ihre Liebe war. Wer nun sagt, daß es auch damals feiste Schelme und wuchernde Lumpe,

feile Frauen und weibische Männer gegeben habe, mag einen Schein der Wahrheit für sich haben: daß aber die Zeiten der Gottesfurcht voll stolzer Kräfte und reiner Menschen waren, und daß in ihnen das Führertum, ein Zeugnis des Göttlichen auf dieser Erde, aus bereitetem Boden heraus sich königlicher entfalten konnte, wird keiner leugnen wollen. Wir hören genug von Blutfehden und Schacherkriegen jener Zeit; aber nicht die flossen in die Legende vom Werden der deutschen Seele, sondern die Bilder und die Lieder jener Tage, und die Dome in Stein und Wort. Die Gralsburg, von der der Dichter frömmster singt, wo anders könnte sie liegen als im Wald? Und wovon könnte der Dichter tapferster anders klagen als vom welkenden Laub, o weh?

Denn der alte Wäldergott stirbt ja nicht und ist ewig zur Auferstehung berufen wie der Krist. Wenn man die Bilder ansieht, die nun in deutschen Landen entstehen, bemerkt man, wie auf dem goldnen Hintergrund langsam die Sterne zu blühen beginnen. Dann schiebt sich auf manchen Tafeln ein feiner, grüner Streifen vor, wächst zu Waldhügeln an, schmückt sich mit Häusern und Türmen, nur der Himmel zeigt weiter sein starres Gold. Aber dann ist er auf einmal zerrissen, blaufarben lacht er herab, und nun wellt und wogt immer das grüne Land hinter den Heiligen und dem Krist. Das ist denn wahrhaft die Zeit der Mitte: der Mitte zwischen Baldr und dem Galiläer, zwischen Gottesfurcht und Menschentrotz, zwischen Demut und Stolz, Danken und Denken, zwischen Glauben und Wissen, Weltverachtung und Weltlichkeit, zwischen Wald und Stein. O Legende jener Tage, in denen die heilige Jungfrau wie eine gütige Mutter unter den Menschen einhergeht, den Dieb vom Galgen schneidet aus Zuversicht auf seine Besserung, den Cirkustänzer, der ihr zu Ehren nur tanzen und wieder tanzen kann, erhört aus Milde, der weltlüsternen Nonne Platz im Kloster einnimmt aus Liebe, und selber Mitte und Mittlerin ist zwischen Menschlichkeit und Göttlichkeit. Die Meister malen und schneiden den Krist mit allen Schauern des Gottes, den Johannes mit allen Qualen der Menschen, die Söldner mit allen Zügen der Tierhaftigkeit: nichts ist ihnen fremd, das heißt, der Liebe unwert, nicht der Gott, nicht der Mensch, nicht das Tier; nicht der Wald, nicht der Dom, nicht der Stein; aber alles bleibt ein Geheimnis, bleibt ewiger Übergang und ewige Mitte zwischen Irdischem und Überirdischem, und das Irdische vermißt sich nicht, ohne das Überirdische zu sein: o Zeit der schwebenden Wage, Zeit der Mitte.

Das Gleichnis jener großen Wendezeit ist das Bild Nürnbergs. Wer vom Schloß auf das blumenumbordete Straßendurcheinander hinabschaut, erliest sich aus den Giebelgassen und den knospenden Türmen sicherlich eine reine Wahrheit: es ist ein jedes Haus der Spiegel seines Bewohners. Da waren keine falschen Giebel und Stuckfassaden, das Holz gab sich als Holz,

der Stein als Stein, der Lehm als Lehm; vor dem Schusterladen hing der Schuh, vor des Schneiders Werkstatt die Schere, vor dem Wirtshaus der Krug, und vor des Kaufmanns Lager der Handelsbrief. Keiner wollte weniger sein, als er war, aber auch keiner mehr — und das drückte sich aus in der strengen und innerlichen Bauart der Häuser. Ja, jedes von ihnen war ein lebendiges Wesen und sandte eine mit Saughärchen bedeckte Wurzel in den Mutterboden; so kam es, daß keines protzig und häßlich gegen das Waldland anschrie, in dem es noch immer stand, sondern sich gefällig und natürlich in die Umgebung hineinfügte. Die Stadt lag eben noch in dem lieben Garten des Wäldergottes und ließ an dem Grün ihrer Märkte und an dem Fenster und Giebelschmuck erkennen, daß ihre Kinder noch um die Mutter wußten und ihr dankbar waren. Waren die Gassen eng, wuchs doch in den Pflasterritzen das Grün, und viel rieselndes, belebendes Wasser tropfte über Stein und Steg. Jegliches Gerät und jegliches Kleidungsstück, das aus der Hand des Meisters und seiner Gesellen hervorging, war ein Stück Leben und geformt mit jener Werkfreude, die erblühen mußte, wo die erarbeitende Hand und der erarbeitete Gegenstand sich nicht gleichgültig waren. Weltlust und Weltinnigkeit des damaligen Nürnberg, und somit des damaligen Deutschland werden durch das Nebeneinander zweier so verschiedener Geister wie Hans Sachs und Albrecht Dürer bezeichnet, die gleichwohl Freunde waren. Sachs, der die Kunst zumeist handwerksmäßig betrieb, so daß bei ihm auf einen Sohlennagel zwei Verslein und auf einen Absatz sogar ein Drama kam; Sachs, der sich über die alten Fabelbücher, den Hundertgeschichtenkranz des Bocazz und die Gesta Romanorum stürzte und aus ihnen Dramen, Schwänke, Verserzählungen und womöglich, wenn alles umgewendet und durchgenäht war wie ein verschlissener Schuh, auch einen Meistergesang machte; Sachs, der die Menschen liebte und darum mitsamt aller ihrer Kuriosität so für die deutsche Ewigkeit hinstellte — der stand für das Welterraffen, wie Dürer für das Weltbeseelen. Dürer, der mit der Johannisoffenbarung beginnt und später etwa im Tagebuch seiner niederländischen Reise zwei Dinge vor allen anmerkte: den Einzug Karls V. in Antwerpen mit seiner für das Malerauge erquicklichen Pracht, und dann das Gebet um den, wie es heißt, ermordeten Sucher der Wahrheit, Luther, er steht für das Weltbeseelen. Luther gar, der dann endgültig die Entscheidungen über den Krist in die menschliche Seele verlegte und so vieles gab und nahm, der dem Herzen alles gab, aber die deutsche Herzensgemeinschaft zertrümmerte, forstete den Wald der deutschen Sprache von neuem auf, ließ ihn unter den Winden des Sturmgottes und dem Engelsgesang des Liebegottes erschallen. Denn seine Psalmen sind Wälder und seine Choräle sind Wälder, unter seinen Händen wird das Evangelium so deutsch, wie unter Dürers Stichel und Stift. Lucas Cranach wird der Maler des deut=

schen Waldes, und Altdorfer malt Marienherrlichkeiten und Baumherrlichkeiten, eine schöner als die andere. Und es ist beglückend zu wissen, daß Dürer in wenigen hundert Schritten von seiner Werkstatt da war, wo er ins Frankenland hinunterschauen konnte. Da war kein Kaufmann, der ihn unterwegs nicht zuerst grüßte, kein Ratsherr, der ihm die Reverenz versagte, denn das Weltbeseelen galt immer noch mehr als das Weltbesitzen.

Als der Glaubenskrieg um Gott entbrannte, wurde der deutschen Seele die größte und schwerste Strafe. Der Wald schrumpfte, körperlich gesprochen, immer mehr zusammen, und mit ihm die Seelenkraft. Ödeneien weiteten sich, Wälder brannten, wurden zum Schlupfwinkel für das Gesindel; die um Gott kämpften, kämpften bald um eigne Macht; fremde Menschen brachen ins Land, fremder Laut in die Wäldersprache; aber das hohe Lied und das tiefe Lied jener Tage läßt den Simplicius im Wald aufwachsen, wie weiland die Sage den Siegfried unter Vogellaut. Und ist das Land Schutt geworden und stehen die Scheuern leer; modern die Menschen in frühen Gräbern und sterben sie vertiert; ist der Wald vernichtet und ödes Handeland sein Erbe; läuten die Glocken des Jahres 1648 in eine Todesflur: nicht vier Jahrzehnteatemzüge brauchte die deutsche Seele zu tun, als ihr der neue Wald erwuchs. Da raffte jener Kantor mit weiten Armen allen Wald des deutschen Landes und alle Waldhallen unseres Gemütes zusammen, stellte sie vor sich auf seine Orgel, schloß die Augen, erspielte sich den Krist und schuf in der Zeit der größten Armut den reichsten Wunderwald unseres Werdens. Das große Baumrauschen um die Wiege unserer Väter erfand er sich und uns wieder, die Unendlichkeit zog jener Nachbar Gottes wieder an die Brust, pflanzte in der gerodeten Seele das neue Leben und zeigte uns wieder die Urheimat und Wiegenstätte. Wenn noch kurz vorher die Seele verarmt und die Menschen verelendet waren, so waren sie jetzt, ohn' es doch zu wissen, von der höchsten erdenklichen Begnadung überschüttet: ganz selbst und eigen zu sein, ihr urtümliches Wesen aussagen zu dürfen. Ja, der grüne Wald war niedergeholzt: aber Töne bauten ihn herrlicher wieder auf. Die große Dynastie der deutschen Maler war erloschen: aber die Passionen Bachs waren gewaltiger noch, als die der Gotiker. Not und Tod hatte die Menschen in den Städten feige, klein und beengt gemacht, die Geschlechter, die einst zum Grab des Herrn zogen, waren kühner und freier gewesen. Aber was war ein Familientag der Bache wiederum für ein köstliches Symbol einer geistigen, überlieferungsbildenden Zeit! Weil Luther aus der reformation eine secessio gemacht hatte, und weil so seine Kirche ohne Überlieferung war, konnte sein Geschlecht nicht einmal einen eignen baulichen Ausdruck, ein eignes Waldgotteshaus finden: da, als sie eine Überlieferung hatten, gab ihnen Bach in seiner Musik die Gotteslobstätte. Und neben dem Bachwald wuchsen die andern Tonwälder, bis zu dem Beethovens, der ein Frevler an Gott, ein

trotziger Heide war und doch die alten Gottpfade der Messe mit neuen Laubhallen überwölbte.

Vom Norden her kam dann jener Herder, der den Wald in sich trug und an den Hängen des Wasgau d e n die Nachbarschaft mit der Unendlichkeit lehrte, der im ersten „Meister" deutsche Weihnacht, Waldweihnacht schilderte und im „Götz" den Bruder Martin nach heidnisch-freiem Leben hungern läßt. Als Schiller und Goethe lebten, war die deutsche Seele durch flache Rechner dem Krist entfremdet, mehr noch, sie war dem Unerrechenbar-Göttlichen überhaupt entwichen, und was die großen Formsucher schufen, fand nur das Echo der Führermenschen. Da beteten die neuen Vollender deutschen Wesens immer seltener zu dem Krist und dem Wäldergott, sondern steuerten ihre Sehnsucht nach Süden. Italiens gerundetem Leib und Griechenlands gegliedertem Halbeiland waren andere Götter, andere Menschen, andere Werkgebilde entwachsen; sie hatten Dürer verlockt und lockten Goethe. Bach war dem Wäldergott treu geblieben, treu blieb dem Wald in jenen Jahren Beethoven. Die Klassiker waren zu groß, als daß sie nicht gewachsen wären an der Auseinandersetzung mit den Griechen — und wenn durch den Homer nicht die Waldunendlichkeit rauscht, so doch die des Meeres — aber sie hinterließen Unvollendetes, Ungeformtes, die dritte Hochblüte, in der der Krist in den Waldgott eingeht. Goethe erschauerte in der Jugend vor Erwins Münster, als Mann trat er lieber in die Tempelschlankheit des Südens, als Greis stellte er die Moscheen in seine Strophen und gab so die Unendlichkeit der Welt; der des Waldes aber war er entwichen. Schillers Jugendwerk gab den Widerhall der böhmischen Wälder, seine Dramen suchten die Länder Europas ab bis nach Rußland hinein, aber auch er ließ den Wald. Das Geschlecht, das jung war, als sie alterten, fand kein lieberes Wort als das Wort „Unendlichkeit": Brentano und Arnim, als sie am Rhein und Neckar hausten, waren dem Wäldergott wieder nah, und Eichendorff hatte ihn wieder und gab ihm Gestalt in dem Sang von dem Heimkehrer Taugenichts. Aber um die griechischen Tempel Goethes legte sich der grüne Wald Beethovenscher Musik, ganzeigen, wo die Tempel halbeigen waren.

Als Goethe starb, hatte das schlimmste Jahrhundert der Rodung begonnen. Der Moloch Maschine begann seine Mahlzeit. Er fraß die letzten Wälder und fraß die letzte Kraft des Gemütes. Die Städte wuchsen und wuchsen, und bald gab es Straßen, in die kein Licht mehr hineinbrach. Der Lebenskampf wurde so schwer, daß die Frage nach dem Geld die Frage nach dem Wert verschlang: das ist das Ende der Reinheit und die Verewigung der Endlichkeit. Die Städte wurden zu Schwären, deren Eiter auch das Land ringsum unterhöhlte und entfärbte. Durch grelle, laute Straßen trieben die Menschen zwischen Flitterlicht und Musikmaschinen her. Die sich

einst im Walde sammeln konnten, mußten sich im Waldlosen zerstreuen und wurden auch zu Maschinen. Kein Gnadenbild lächelte von den Simsen. Kein Mensch grüßte den andern. Kaum einer blickte einmal nach den Sternen. Die Führermenschen, voller Waldes noch, fanden kein Echo. Der Schein der Hochöfen flammt über den Himmel. Schwarzer Rauschdunst hockt über den Häusern. Die Flüsse werden schwarz vom Unrat. Millionen Schlote sind ebensoviel Menetekelfinger. Der Wald ist von neuem aufgeforstet, aber nicht aus durchsäftetem Holz, sondern aus Stein und Stahl. Türme statt der Stämme, Rädergewirr statt der Kronen, Lampen statt der Blüten, Hallen statt der Blättergewölbe, Scheinwerferspiel statt der Sonnenschächte, Maschinenbrüllen statt des Hirschrufs, Hinab statt des Hinauf, Ersterben statt des Werdens, Stein und Eisen an Stelle des Waldes.

Und Waldspiegel, die deutsche Seele? Wohl schien es, als ob sie stürbe, aber sie gewann neue Kraft. Die eisernen Städte kann keiner zerschlagen, und, wenn sie zerschlagen wären, das grüne Land kann keiner mehren. Aber man kann die deutschen Menschen lehren, nicht mit der Gier des Erraffens und Erfassens auf die Städte zu schauen. Als ob es für unser Werden ausschlaggebend wäre, ob die Straßen um uns mehr oder weniger düster sind! Das mag von Gewicht sein, aber das Zünglein an der Wage ist unser Wille. Wenn nur in uns, herzinnen, Wälderfülle ist, darf es uns gleichgültig sein, ob wir nur am siebenten Tage uns an die Brust des Wäldergottes legen, oder an jedem Tag. Der Wald ist unsere Wiege gewesen, er soll auch unserer Seele Sarg sein, wenn sie sterben muß.

Aber was dünkt dich um deines Volkes Tod? Hat es denn schon zu dem dritten Gott gebetet, der der Wäldergott ist und der Krist zugleich? Der der Wälderheiland ist? Der die Ähren küßt, den Pflug segnet und am Dampfhammer steht? Wir können den neuen Gott nicht wollen, sondern er muß uns kommen. Wir können ihm nur den Weg bereiten. Der dreifachen Unendlichkeit müssen wir uns zuwenden, der Ewigkeit. Und wenn Waldspiegel, die deutsche Seele, gleich einem scheuen Mägdlein durch die Ebene der Jahrhunderte geht, willens, den zu erhören, der ihrer am meisten bedarf: so mag sie stehen bleiben bei dem blonden Germanen im Wald, bei dem Krist, der den Heiden nicht sterben ließ, bei dem bleichen Beter in der Kathedrale, bei dem Mann an der Orgel oder den Südsuchern — neigen wird sie sich dem hilflosen, zerrissenen Sohn der steinernen Stadt, und wird ihm ihre Köstlichkeiten eröffnen, daß er sich satt trinke an ihr, wird ihm sagen: Ich bin noch da, und du sollst mich nicht mehr lassen. Hörst du das Rauschen der Blätter? Siehst du den Goldschleier? Spürst du die Morgenröte? Singe! Singe! Du bist daheim!

Druck von Ernst Mauckisch, Freiberg i. Sa.





